

ESTHER  
ROMAN

#### Erstmals auf Deutsch:

*Esther* spielt im Jahr 1880 in New York und an den Niagara-Fällen. Die sechszwanzigjährige Titelheldin lebt bei ihrem alten, herzkranken Vater. Sie studiert Malerei. Ihr Cousin George Strong, Professor für Paläontologie, bringt sie mit dem Maler Wharton zusammen, der den Innenraum der St. John's Kathedrale künstlerisch gestalten soll. Dabei lernt sie auch Mr. Hazard, den neuen Pfarrer der Gemeinde, kennen. Dieser liebenswürdige, aber gleichzeitig ehrgeizige und manipulative Machtmensch bringt bald ihr ganzes Gefühls- und Verstandesleben in Aufruhr.

Auch in seinem zweiten Roman, erschienen 1884 unter dem Pseudonym Frances Snow Compton, führt uns Henry Adams zwei starke Frauen vor, die mit ihrer Rolle in der Gesellschaft und der Suche nach einer sinnerfüllten Lebensaufgabe ringen. *Esther* ist keine einfache Liebesgeschichte: Neben der Kunst ist der Konflikt zwischen vermeintlich objektiver Wissenschaftlichkeit und mystischen, religiösen Erfahrungen ein Hauptthema.

#### Der Autor:

Henry Brooks Adams (1838-1918) war der Urenkel und Enkel zweier amerikanischer Präsidenten: John Adams und John Quincy Adams. Sein Vater war 1861-1868 unter Präsident Lincoln amerikanischer Botschafter in England. Der dreiundzwanzigjährige Henry begleitete seinen Vater als Sekretär. 1870 wurde er Professor für Geschichte des Mittelalters in Harvard, wo er die Seminarmethode einführte. Sein bekanntestes Werk ist *The Education of Henry Adams*. In seinem ersten Roman *Democracy* schildert er ironisch-satirisch das politische Getriebe in Washington.

# ESTHER

ROMAN

von Henry Adams

Deutsch, mit Anmerkungen und einem Nachwort  
von Anna-Dorothea Schneider

© Anna-Dorothea Schneider, Dreikönigshof Mainz 2022

Satz und Layout: Anna-Dorothea Schneider

Umschlaggestaltung: Anna-Dorothea Schneider

Alle Rechte vorbehalten

Dr. Anna-Dorothea Schneider

Kästrich 10, 55116 Mainz

Dr.Ann-Dorothea.Schneider@t-online.de

<http://anna-dorothea-schneider.kulturserver-rlp.de>

Druck: epubli – ein Service der Neopubli GmbH Berlin

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie

ISBN siehe Umschlag

## Erstes Kapitel

Die neue Kirche St. John's in der Fifth Avenue war am Morgen des letzten Sonntags im Oktober des Jahres 1880 gut gefüllt. Wenn man auf der Galerie unterhalb der noch unvollendeten Fresken saß und das Kirchenschiff entlangblickte, wehte einen die Stimmung herbstlicher Gärten an, ein Hauch von Chrysanthemen und Geranien oder Oktoberwäldern, mit scharlachroten Eichen und gelbem Ahorn gesprenkelt. Eine Zurschaustellung strenger Einfachheit war diese Darbietung zwar sicher nicht, doch falls fröhliche Zufriedenheit und harmlose Zierde dem Schöpfer der Lilien und Rosen gefallen sollten, dann gab es Anlaß zu hoffen, daß dieser erste Gottesdienst in St. John's Gnade in seinen Augen fand, auch wenn er keinen Sieg über die Weltlichkeit oder das Fleisch in diesem Teil der Vereinigten Staaten darstellte. Die Sonne strahlte durch die Figur des Heiligen Johannes mit seinen karmesinroten und grünen Gewändern aus Glas herein und verteilte noch mehr Farbe, wo die Buntheit schon die Blumen einer Gartenschau übertrumpfte, während riesige Propheten und Evangelisten in wallenden Mänteln von den roten Wänden auf eine Zurschaustellung menschlicher Eitelkeiten herablickten, die laute Klagelieder von Jeremias oder Salomon hervorgerufen haben würde, wären diese Dichter in Fleisch und Blut zugegen gewesen wie sie es als Abbilder waren.

Salomo war ein brillanter, aber kein unfehlbarer Beobachter. Er betrachtete die Welt vom begrenzten Standpunkt seines eigenen Tempels aus. Hier in New York hätte er nicht zu Recht behaupten können, daß alles eitel sei, denn selbst ein noch schlechter gelaunter Satiriker

als er wäre gezwungen gewesen zuzugeben, daß in diesem neuen Tempel heute ein merkliches Interesse an Religion bestand. Man hätte fast sagen können, daß Religion eine bedeutsame Angelegenheit schien. Die Anwesenden schauten voller Neugier, selbst nach ihrem ersten bewundernden Blick und dem geflüsterten Tadel an der Pracht ihrer neuen Kirche, und als endlich der Geistliche eintrat um den Gottesdienst zu beginnen, wogte eine Welle der Erregung durch das Meer der geschmückten Kopfbedeckungen, daß es zwischen den bunt bemalten Wänden von St. John's fast klang wie ein leises Rauschen von raschelnden Maisfeldern.

In einer abgelegenen Kirchenbank, versteckt unter einer Galerie des Querschiffes, schauten sich zwei Personen mit besonderer Aufmerksamkeit um. Die Menge der Fremden, die hinter ihnen weiter hereinströmte, zwang sie eng beieinander zu sitzen, und ihre leise geflüsterten Kommentare wurden von den Nachbarn nicht gehört. Bis der Gottesdienst anfang, unterhielten sie sich in freidenkerischer Manier.

„Whartons Fenster ist zu protzig“, meinte der Mann.

„Ihr habt alle gesagt, es sähe aus wie bei Aladdin“, murmelte die Frau.

„Ja, aber er vergeudet seine Perlen“, entgegnete der Mann. „Siehst du den großen Propheten über dem Bogen; er sieht aus, als ob er herunterkommen möchte – und ich glaube, das sollte er.“

„Hat Michelangelo jemals bei Mr. Wharton Unterricht genommen?“, fragte die Dame ernst und blickte auf die Figuren hoch über der Kanzel.

„Er war lediglich ein Prophet“, antwortete ihr Begleiter, und in eine andere Richtung schauend fragte er als nächstes: „Wer ist der Paradiesengel, mit den taubenfar-

benen Flügeln, der den Hauptgang entlangleitet?“

„Das? Och, du kennst sie! Das ist Miss Leonard. Sie ist reizend, aber sie ist nur ein Pariser Engel.“

„Ich habe sie noch nie in meinem Leben gesehen“, antwortete er, „aber ich bin sicher, daß sie zur Ehre des Herrn ihr Hütchen an diesem Morgen zum ersten Mal aufgesetzt hat.“

„Frauen sollten ihre Hüte an der Kirchentür abnehmen, wie es die Muselmanen mit ihren Schuhen tun“, antwortete sie.

„Werde bloß nicht mohammedanisch, Esther. Es ist schlimm genug, Puritaner zu sein. Die Hüte passen zu den Dekorationen.“

„Schade, daß die Querschiffe noch nicht fertig sind!“, fuhr sie fort und betrachtete das rohe Gerüst gegenüber.

„Ihr könnt von Glück sagen, daß überhaupt schon etwas fertig ist“, erwiderte er. „Seit Hazard hier eingetroffen ist, wurde alles umgeworfen; alle Pläne wurden geändert. Ihm und Wharton sind die Zügel durchgegangen, und das Kirchenkomitee muß zahlen, welcher Schaden auch immer entstehen wird.“

„Ist Mr. Hazards Stimme denn kraftvoll genug, um den Kirchenraum zu durchdringen?“ fragte sie.

„Schau ihn dir an, dann wirst du ja merken, wie gut er es macht. Hier kommt er, und er wird die richtige Lautstärke gleich beim ersten Wort treffen.“

Die Orgel verstummte, und der Geistliche erschien, und die Sprechenden schwiegen bis die Litanei endete und die Orgel von Neuem anhub. Während des länger anhaltenden Raschelns beim Hinsetzen zur Predigt wurden weitere Bemerkungen getuschelt.

„Er ist ganz Auge“, murmelte Esther, und es stimmte,

daß der Prediger in dieser Entfernung aus zwei Augen und einer Stimme zu bestehen schien, so schmal und zerbrechlich war seine Statur. Ziemlich hoch aufgeschossen, schlank und dunkel, verlieh sein mageres, längliches Gesicht seiner Gestalt einen derart vergeistigten Eindruck, daß die großen Augen, genau wie seine Stimme, jede Seele in seinem Umkreis zu durchbohren schienen.

„Gute Kunst!“, murmelte ihr Begleiter.

„Wir sind zu weit hinter den Kulissen“, entgegnete sie.

„Es ist eine Bühne, wie jede andere“, erwiderte er. „Es sollte einen Zwischenakt mit einem bemalten Vorhang geben. Wharton könnte einen entwerfen, auf dem das jüngste Gericht zu sehen ist.“

„Er würde uns hineinmalen, George, und wir wären unter den Verfluchten.“

„Ich bin ein Märtyrer“, war Georges knappe Antwort.

Der Geistliche bestieg nun die Kanzel und sprach nach einem Moment der Stille in seiner frommsten Art und klarsten Stimme: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre.“

Ein fast unmerklicher Schauer durchlief Esther.

„Warte! Die Demut wird er später noch einfließen lassen“, raunte George.

Doch der junge Prediger schien im Gegenteil bemüht zu sein, keine Spur von Demut in seine erste Predigt einfließen zu lassen. Nichts konnte schlichter sein als seine Art, die, falls sie einen Fehler hatte, eher durch Schroffheit und Eintönigkeit sündigte als durch Redegewandtheit, doch sprach er mit der Haltung eines Menschen, der eine Botschaft zu überbringen hat und der

mehr darauf bedacht ist, sie so wiederzugeben, wie er sie empfangen hat, als daß er irgendetwas eigenes hinzugefügt hätte. Er hatte vor, sie in Gänze nachzusprechen, ohne den Versuch, sie abzuschwächen. Er nahm von seiner Herde Besitz mit der allgemeinen Ankündigung, daß ihm jedes ihrer Schafe gehöre, weiß oder schwarz, und um zu zeigen, daß es keinen Zweifel an der Sache geben könne, fügte er einen allumfassenden Besitzanspruch auf die ganze Menschheit und das Universum hinzu. Er tat dies im Namen und im Auftrag der weltumspannenden Kirche, aber es lag Selbstbehauptung in der frommen Art, mit der er auf die Beschaffenheit seines Auftrags hinwies, und dann, nachdem er alles menschliche Denken und Wollen in seine Schatztruhe geworfen hatte, klappte er den Deckel mit einem scharfen Klack zu und forderte seine Zuhörer auf, sich hinzuknien.

Die Predigt handelte von den Beziehungen zwischen Religion und Gesellschaft. Sie begann mit der Behauptung, alles Sein und alles Denken steige in langsamen Stufen zu Gott hinauf – münde in ihn, sei für ihn da –, existiere nur durch ihn und aus dem Grund, weil alles sein Eigen sei.

Die Formen des Handelns oder Denkens spielten keine Rolle. Die Hymnen Davids, die Dramen Shakespeares, die Metaphysik von Descartes, die Verbrechen der Borgia, die Tugenden des Antonius, der Atheismus von gestern und der Materialismus von heute seien alles Emanationen des göttlichen Geistes, die die ihnen zugewiesenen Aufgaben erfüllten. Der Kirche obliege es, sich mit ihnen allen zu befassen, nicht als ob sie dank einer der Gottheit feindlichen Macht existierten, sondern als seien sie Instrumente der Gottheit, ihre ungeoffenbar-

ten Ziele zu verfolgen. Der Prediger fuhr alsdann fort, die Haltung der Religion gegenüber der Wissenschaft zu tadeln. „Wenn es immer noch Feindseligkeiten zwischen ihnen gibt“, sagte er, „liegt das nicht mehr an der Religion. Es gab Zeiten, als die Kirche sich zu fürchten schien, aber das tut sie nicht mehr. Analysieren Sie, sezieren Sie, benutzen Sie Ihr Mikroskop oder Spektroskop, bis das letzte Atom der Materie gefunden ist. Reflektieren Sie und verfeinern Sie, bis das letzte Element des Geistes geklärt ist. Die Kirche weiß heute mit der Gewißheit der Wissenschaft, was sie einst nur durch die Gewißheit des Glaubens wußte: daß man hinter allen Gedanken und aller Materie nur eine zentrale Idee auf dem Thron finden wird – jenen Gedanken, den die Kirche nie aufgehört hat zu verkörpern – ICH BIN! Die Wissenschaft kniet nieder vor diesem Mysterium wie die Religion. Sie kann sich selbst nur auf dieses schlichte Bewußtsein der Existenz zurückführen. ICH BIN ist der Anfangs- und Endpunkt der Metaphysik und Logik, doch allein die Kirche hat immer darauf hingewiesen, daß dieser Anfangspunkt nicht menschlich, sondern göttlich ist. Der Philosoph sagt – Ich bin, und die Kirche durchforscht seine Philosophie. Sie antwortet: Nein! Du bist nicht, du hast keine eigene Existenz. Du warst und bist und wirst immer nur ein Teil des höchsten ICH BIN sein, dessen Sinnbild die Kirche ist.“

Mit diesem symbolischen Ausdruck seines Eigentumsrechts an ihren Seelen und Körpern redete der Prediger vielleicht ein wenig über die Köpfe seiner Zuhörer hinweg. Die meisten seiner Schäfchen waren mit einer Art von Spekulation beschäftigt, die der Metaphysik so fremd ist, daß sie in Verlegenheit gekommen wären, zu erklären, was mit dem berühmten COGITO ERGO SUM

von Descartes gemeint sei, auf das der Prediger so nachdrücklich hingewiesen hatte. Sie würden es vorgezogen haben, die Tatsache ihrer Existenz auf irgendeine fast beliebige andere Erfahrung des Lebens zu gründen, wie etwa „Ich habe fünf Millionen“ oder „Ich bin die am besten angezogene Frau in der Kirche – darum stelle ich etwas dar.“ Das Faktum des Selbstbewußtseins wäre ihnen nicht in den Sinn gekommen als etwas, das den Anspruch auf eine gute gesellschaftliche Stellung rechtfertigte, noch weniger auf eine Teilhabe an der Allmacht. Sie kannten diese Eigenschaft bloß als ein Zeichen schlechter Manieren. Dennoch gab es an diesem Tag wenigstens zwei Personen unter den herausgeputzten Chrysanthemen im Garten von St. John's, die als die Predigt endete und die Orgel wieder losdröhnte, einander mit einem Lächeln anblickten, als ob ihnen die Lektion gefallen hätte.

„Gut!“, sagte der Mann. „Er kriegt sie zu fassen.“

„Ich hoffe, er glaubt das auch alles,“ sagte seine Begleiterin.

„Ja, er hat dieser Sache sein Leben verschrieben“, antwortete der Mann. „Schon auf dem College würde er uns alle mit einem freundlichen Lächeln auf den Scheiterhaufen geschickt haben, aus Liebe zu Christus und zum Ruhm der Englischen Episkopalkirche.“

Die Menschenmenge begann langsam aus dem Gebäude zu strömen, und die beiden Beobachter wurden von den anderen weitergeschoben, bis sie sich zuletzt draußen wiederfanden und die Avenue hinunterschlenderten. Eine Stimme hinter ihnen ließ sie anhalten.

„Esther!“, rief sie.

Esther drehte sich um und begrüßte die Ruferin als „Tante“. Es war eine Dame von etwa fünfzig, immer noch

ziemlich ansehnlich, aber mit Gesichtszügen, denen der Lauf der Zeit einen Ausdruck von Charakter und Willensstärke verliehen hatte, was bestens zu ihrer etwas energischen und entschiedenen Art paßte. Sie wirkte wie eine Frau, die weiß, was sie will und das gewöhnlich auch durchsetzt.

„Also Esther, ich bin froh, daß du George in die Kirche mitgenommen hast. Hat er sich benommen?“

„Du irrst dich wieder einmal, Tante Sarah“, sagte George. „Ich bin es gewesen, der Esther in die Kirche mitgenommen hat. Ich dachte, es würde sich lohnen, sie einmal anzuschauen.“

„Die Kirche anzuschauen lohnt sich immer, George, und ich hoffe die Predigt deines Freundes Mr. Hazard hat dir gut getan.“

„Es hat mir gut getan Wharton dort zu sehen“, antwortete George. „Er wirkte, als ob das Ganze eine Premiere sei und er sich in einer Proszeniumsloge befände. Hazard und er hätten Hand in Hand vor den Vorhang treten und kleine Ansprachen halten sollen. Ich hatte nicht übel Lust, sie herauszurufen.“

„Wie fandest du es, Esther?“, fragte ihre Tante.

„Ich fand es sehr unterhaltsam, Tante Sarah. Ich kam mir vor wie ein Schmetterling in einem Tulpenbeet. Mr. Hazard hat wundervolle Augen.“

„Ich werde euch wohl nie dazu bekommen, ehrerbietig zu sein“, sagte ihre Tante streng. „Es war die beste Predigt, die ich je gehört habe, und ich hätte gern deine Antwort darauf gehört, George, und fasse deine Antwort in so wenig wissenschaftliche Ausdrücke als möglich.“

„Tante Sarah, ich habe in meinem Leben nie jemandem geantwortet, noch nicht einmal dir oder Esther

oder dem Mann, der behauptete, daß mein Vogelfossil ein Krokodil sei. Warum willst du, daß ich auf ihn antworte?“

„Weil ich glaube, daß du das nicht kannst.“

„Ich kann es nicht. Ich bin ein College-Professor für Paläontologie, und ich beantworte Fragen über Knochen. Du mußt meinen Kollegen, der Metaphysik lehrt, bitten, auf Hazards Predigt zu antworten. Hazard und ich haben fünfzig Mal über das Thema gestritten und bis spät in die Nacht darüber gesprochen, aber wir sind einander nie bis in Rufweite nahe gekommen. Er hätte genausogut auf der Erde und ich auf dem nächsten Planeten stehen können und herübergeschrien haben. Deshalb ließen wir es sein.“

„Du meinst, du bist geschlagen worden“, erwiderte seine Tante. „Ich bin froh, daß du das merkst, obwohl ich immer gewußt habe, daß es so ist. Immerhin hat Mr. Hazard mehr Heilige an seinen Kirchenwänden als er in seiner Gemeinde jemals antreffen wird, wenn auch nicht so hübsche. Ich habe noch nie so viele entzückende Gesichter und Kleider auf einmal gesehen. Esther, wie geht es deinem Vater heute?“

„Nicht sehr gut, Tante. Er möchte dich sehen. Komm mit uns nach Hause und hilf uns, ihn zu aufzumuntern.“

Indem sie so sprachen, gingen alle drei die Avenue entlang bis zur 42. Straße, und nachdem sie in diese eingebogen waren, betraten sie schließlich eins der Häuser ungefähr in der Mitte zwischen den Avenuen. In einem sonnigen Zimmer des oberen Stockwerks, das als Bibliothek ausgestattet und groß genug war, um gemütlich zu sein, fanden sie in einem Lehnstuhl vor dem Kaminfeuer sitzend den Eigentümer, William Dudley, ein Mann

von etwa sechzig Jahren, der versuchte, eine ausländische Zeitschrift zu lesen, die ihn nicht besonders interessierte. Er bewegte sich mit augenscheinlicher Mühe, als ob er leidend sei, doch seine Stimme war fest und seine Stimmung froh.

„Ich habe gehofft, daß ihr alle kommt. Dies ist ein ehrfurchtgebietender Augenblick. Sag es mir gleich, Sarah, ist St. Stephen ein Erfolg?“

„Kolossal! St. Stephen und St. Wharton auch. Der reizendste Geistliche, die liebevollste Kirche, die vornehmste Predigt und die dezentesten Wände“, sagte sie. „Selbst George gibt zu, daß er nichts auszusetzen hat.“

„Tante Sarah verkündet die reinste Wahrheit, Onkel William“, sagte der Professor. „Jedes christliche Sinnbild in der Kirche ist in höchstem Maße korrekt, aber paläontologisch gesehen ein Schwindel. Wharton und Hazard haben die Sinnbilder ausgewählt, und ich habe sie mit vorsintflutlichen Bestien versorgt, die passend aussahen, als ich sie zeichnete, aber Wharton hat wie der Teufel mit ihnen herumgespielt, und ich glaube nicht, daß er den Unterschied zwischen einem Saurier und einer Krabbe begreift. Ich konnte nicht eines meiner eigenen Geschöpfe wiedererkennen.“

„Und wie hat es dir gefallen, Esther?“

„Ich fand es bezaubernd“, antwortete seine Tochter. „Nur wirkt das Ganze ein bißchen so wie ein Opernhaus. Mr. Hazard erinnert schrecklich an Meyerbeers „Prophet“. Er kommandierte uns herum mit einer schönen Tenorstimme und mit seinen Augen und behauptete, wir gehörten ihm, und falls wir uns nicht benähmen, werde er die Kirche in die Luft jagen und uns gleich mit. Ich rechnete jeden Augenblick damit, daß seine Mutter aus den vorderen Bänken heraustreten und ihm eine

Szene machen würde. Wenn die Orgel den Marsch gespielt hätte, wäre die Wirkung vollkommen gewesen, aber es kam mir vor, als ob etwas gefehlt hätte.“

„Es war der Totengräber“, sagte der Professor. „Er sollte ein mittelalterliches Kostüm tragen. Ich muß Wharton heute abend sagen, daß er ihm eins entwerfen soll. Hazard hat mich gebeten, bei ihm vorbeizuschauen, weil er meint, ich sei ein vorurteilsloser Beobachter und werde ihm die ganze Wahrheit sagen. Nun, was soll ich sagen?“

„Erzähle ihm“, sagte die Tante, „daß er aussah wie ein christlicher Märtyrer, der den Bestien im Amphitheater die Stirn bot, und du, George, bist eine von ihnen. Ich frage mich, wie Esther und ich zwischen dir und deinem Onkel William überhaupt noch religiös sein können.“

„Das langt nicht, um dich zu retten, Tante Sarah“, erwiderte der Professor. „Du könntest es genausogut mit uns halten, denn sollte die Kirche zur Hälfte rechthaben, hast du keine Chance.“

„Jetzt muß ich erst einmal zu meinem Mann, der nicht viel besser ist als du“, erwiderte sie. „Er muß sein Mittagessen haben, Kirche hin oder her. Auf Wiedersehen.“

Damit brach sie auf und teilte Esther noch mit, daß am folgenden Tag in ihrem Haus ein Treffen des Komitees für das Kinderhospital stattfände, an dem Esther unbedingt teilnehmen müsse.

Als sie den Raum verlassen hatte, wandte sich der Professor an seinen Onkel und sagte: „Ganz im Ernst, Onkel William, ich wünschte, du würdest Stephen Hazard kennenlernen. Er ist ein vergnüglicher Bursche, sowohl auf der Kanzel, als auch außerhalb und würde dir

Spaß machen. Wenn du und Esther mich einmal nachmittags zum Tee in meiner Wohnung besuchen wollt, werde ich Hazard und Wharton und Tante Sarah einladen, damit ihr euch kennenlernt.“

„Wird er mir etwas predigen?“, fragte Mr. Dudley.

„Nie im Leben“, entgegnete der Professor eifrig. „Er ist der verständigste, unverbildetste Pfarrer auf der Welt. Er mag Späße genauso gern wie du oder jeder andere Mensch und interessiert sich für alles.“

„Ich werde kommen, wenn Esther mich läßt“, sagte Mr. Dudley. „Was sagst du dazu, Esther?“

„Ich glaube nicht, daß es dir schaden würde, Vater. Georges Haus hat einen Aufzug.“

„Das meinte ich nicht, du Wachhund. Ich wollte von dir wissen, ob du zu Georges Teegesellschaft gehen möchtest?“

„Das würde ich sehr gern. Mr. Hazard wird mich nicht beißen, und ich freue mich immer, Mr. Wharton zu sehen.“

„Dann werde ich die beiden heute abend für einen Tag in der nächsten Woche oder in der Woche darauf einladen und werde euch benachrichtigen“, sagte George.

„Ist er leicht zu schockieren?“, fragte Mr. Dudley. „Muß ich ihn wie einen Puritaner alter Schule behandeln oder wie?“

„Stephen Hazard“, entgegnete der Professor, „ist genauso ein Mann von Welt wie du oder ich. Er ist erst fünfunddreißig. Wir waren zusammen auf dem College, haben zusammen unseren Abschluß gemacht, sind gleichzeitig ins Ausland gegangen und auf dieselbe deutsche Universität. Er hatte mehr Geld als ich und reiste länger herum, ging in den Osten, studierte ein biß-

chen von allem, lebte einige Zeit in Paris, wo er Whar-  
ton entdeckte und kam schließlich vor einigen Jahren  
nach Hause, um eine Gemeinde in Cincinnati zu über-  
nehmen, wo er sich Einfluß verschaffte. Ich hielt es für  
einen Fehler, daß er von dort wegging um an St. John's  
zu kommen und schrieb ihm das. Ich meinte, wenn er  
hierher komme, werde er feststellen, daß er es mit kei-  
ner regulären Gemeinde zu tun hat, sondern bloß mit  
einer Horde von Heiden und daß es Unsinn sei, davon  
zu sprechen, die Seelen der New Yorker retten zu wol-  
len, die doch keine Seelen haben, die man retten könnte.  
Aber er hielt es für seine Pflicht, das Angebot anzuneh-  
men. Tante Sarah hat den Nagel auf den Kopf getroffen  
als sie ihn einen christlichen Märtyrer im Amphitheater  
nannte. Auf dem College nannten wir ihn St. Ste-  
phen. Er hatte damals schon denselben Gedanken, daß  
die Kirche alles sei und daß alles der Kirche gehöre. Als  
ich ihm vorhielt, er sei für jedermann ein Quälgeist, und  
er ließe mich wie einen Kirchendiener für ihn schuffen,  
lachte er, als ob das ein Scherz sei und behauptete allen  
Ernstes, das sei in Ordnung, und er würde sich an mei-  
ner Skepsis überhaupt nicht stören. Ich weiß, daß er  
sich heute morgen einen Spaß daraus gemacht hat, mich  
dazu zu bringen, zum ersten Mal seit zehn Jahren wie-  
der in die Kirche zu gehen, um jene Predigt anzuhören,  
die kaum zwanzig Leute dort verstanden haben.“

„Man muß immer für die Hobbies seiner Freunde  
büßen“, sagte Mr. Dudley. „Ich bin froh, daß er beim Pu-  
blikum gut angekommen ist. Wenn wir eine Kirche un-  
terhalten, sollten wir es im bestmöglichen Stil tun. Was  
hältst du von meiner Kirchenbank?“

„Ich habe nie auf einer schlimmeren gesessen“, groll-  
te Strong.

„Dann werde ich sie nicht wechseln“, sagte Mr. Dudley. „Ich werde Esther zwingen, sie zu benutzen, um ihren Stolz zu kasteien.“

„Vermachen Sie sie besser den Armen der Gemeinde“, sagte der Professor. „Sie werden selbst von diesen keinen Dank bekommen.“

Mr. Dudley lachte, als ob die Sache ihn gar nicht beträfe, und tatsächlich saß er nie auf dieser Bank und hatte auch nicht die Absicht. Er fand keinen Geschmack am Kirchgang. Als Rechtsanwalt mit einer bescheidenen Praxis und mit lebhaftem Interesse an öffentlichen Angelegenheiten hatte er, als der Bürgerkrieg ausbrach, den Posten eines Captain in einem New Yorker Regiment angenommen und war, nachdem er sich ausgezeichnet hatte, nach Hause gebracht worden als Colonel, mit einer Schußwunde im Leib und einem Säbelhieb am Kopf. Er wurde wieder gesund, soweit ein Mensch nach einer solchen Mißhandlung wieder gesund werden kann und praktizierte wieder als Anwalt, aber da ihm durch Erbschaft ein ausreichendes Vermögen zufiel, das ihm erlaubte, seinen Beruf zu vernachlässigen und da er ein einziges Kind hatte, dessen Mutter längst gestorben war, gönnte er sich für den noch verbleibenden Teil seines Lebens den Spaß, seine Tochter zu verwöhnen. Esther war jetzt fünfundzwanzig Jahre alt und seit fünfzehn Jahren die absolute Herrin im Hause ihres Vaters. Ihre Tante Sarah, in New York als Mrs. John Murray von der 53. Straße bekannt, war die einzige Person, die sie ein wenig – ein ganz klein wenig – fürchtete. Ihren Cousin George fürchtete sie nicht im geringsten, obwohl George Strong mit Sachverstand vor der Welt sprach, wenn er überhaupt sprach. Er war reich, und sein Professorenposten war kaum mehr für ihn, als

eine der Arten sein Geld auszugeben. Er hatte keine Eltern und keine Verwandten außer den Dudleys und den Murrays. Ganz allein in dieser Welt, betrachtete George Strong Esther als eine jüngere Schwester, die er mochte und seine Tante Sarah als eine Art ältere Schwester, die er auch mochte.

Als Professor Strong nach dem Essen mit den Dudleys die Fifth Avenue entlang zu seinem Club spazierte, wirkte er auf die tausend Passanten, denen er begegnete als das, was er war, ein intelligenter Mann mit einer tatkräftigen Erscheinung, einem Auge, das nie ruhte und einer von Natur aus sympathischen Art. Seine Stirn wahr so kahl, daß sie seinem Gesicht das Aussehen eines starken Charakters verlieh, was ein dunkler Bart noch verstärkte. Er war ein beliebter Kamerad, bekannt als George bei etlichen Kolonnen der rauhesten Kumpel in Nevada, wo er jahrelang als praktischer Geologe gearbeitet hatte, und es wäre schwierig gewesen, in Amerika, Europa oder Asien eine Stadt zu finden, in der nicht irgendjemand bei der Erwähnung seines Namens gelächelt und danach gefragt hätte, wo George als nächstes auftauchen würde.

An diesem Abend hielt er gegenüber seinem Freund Hazard Wort. Um neun Uhr war er in seinem Haus, neben der St. John's Kirche, wo der neue Geistliche versuchte heimisch zu werden. In einer geräumigen Bibliothek mit Regalen bis unter die Decke und Büchern, die überall in Stößen auf dem Boden verstreut lagen, mit Bildern, Drucken und Stichen, die gegen die Bücher und die Wände gelehnt waren und allen möglichen literarischen Hindernissen, die wie achtlos in die Gegend gestreckte Füße herumlagen – im Zentrum dieses furchtbaren Wirrwarrs lag Mr. Hazard ausgestreckt auf einem

Sofa und versuchte zu lesen, war aber von Strapazen und Aufregungen ermattet. Obwohl sein Chaos noch nicht in Ordnung gebracht war, war es leicht, seinen Charakter von seiner Umgebung abzulesen. Die Bücher handelten nicht alle von Theologie. Es waren Klassiker aller Art, bis hin zu einer Sammlung orientalischer Schriften; eine Menge Lyrik in allen Sprachen, einige Romane und, höchst auffällig, eine reichhaltige Sammlung bebilderter Werke über Kunst – ägyptische, griechische, römische, mittelalterliche, mexikanische, japanische, indische und was immer ihm unter die Finger gekommen war. Fügen Sie noch ein Regal mit Musikalien hinzu, und dann stellen Sie sich die hochgewachsene, schlanke Figur mit großen Augen, schmaler Nase und dunklen Haaren vor, wie sie erschöpft auf dem Sofa liegt.

Er erhob sich, um Strong lachend wie ein Junge zu begrüßen und rief: „Na du Skeptiker, wie toben die Heiden?“

„Den Heiden geht es gut“, entgegnete Strong. „Die Orthodoxen sind die Tobenden.“

„Störe dich nicht an den Orthodoxen“, sagte Hazard. „Ich werde mich um sie kümmern. Erzähl mir von den Ungläubigen. Ich kam mir vor wie der Heilige Paulus, der in Athen den Gott verkündet, dem sie ahnungslos huldigten.“

„Ich hatte die strengste kleine Ungläubige, die ich kenne, mitgenommen, meine Cousine Esther Dudley“, sagte Strong, „und die einzige Frage, die sie stellte war, ob du das alles glaubst.“

„Sie hat auf Anhieb ins Schwarze getroffen“, antwortete Hazard. „Ich muß sie alle dazu bringen, diese Frage zu stellen. Erzähle mir von deiner Cousine. Wer ist sie?“

Ihr Name klingt vertraut.“

„So vertraut wie Hawthorne“, erwiderte Strong. „Eine seiner Erzählungen ist so benannt. Ihr Vater stammt von einem Zweig der alten puritanischen Dudleys ab und fand Gefallen an dem Namen, als er in Hawthornes Geschichte auf ihn stieß. Du hast von ihnen bis jetzt noch nie gehört, weil du immer weg warst von New York, und wenn du da warst, waren sie gerade fort. Wie du weißt, hat ein halbes Dutzend Frauen in dieser Stadt das Sagen, und meine Tante, Mrs. Murray, ist eine von diesem halben Dutzend. Sie unterweist Esther, damit sie ihren Platz einnehmen kann, wenn sie sich zurückzieht. Ich würde dich gern meinem Onkel Dudley und meiner Cousine vorstellen. Ich werde eine kleine Tee-Gesellschaft für sie in meinen Räumlichkeiten geben, und du mußt mir dabei helfen.“

Mr. Hazard bat nur darum, dies auf die übernächste Woche zu verschieben, wegen seiner Termine, und kaum hatten sie den Tag bestimmt, als ein weiterer Besucher erschien.

Es war ein Mann ihres Alters, von so ruhiger und zurückhaltender Art und mit so zarten Zügen, daß er in einem gewöhnlichen Kreis nicht bemerkt und in eine Ecke beiseitegeschoben worden wäre. Er schien das Leben nur mit Mühe zu ertragen. Seine hellbraunen Augen hatten einen ängstlichen Blick, als ob sie auf etwas ruhen wollten, das weniger hart und wirklich wäre als das, was er sah. Er war nicht schön, sein Mund war ein klein wenig sinnlich, sein gelblicher Bart war zerzaust. Er neigte dazu, zu schweigen, bis seine Schüchternheit nachließ, um dann hastig und nervös über lauter Theorien und Pläne zu sprechen, die sich von Tag zu Tag änderten, aber im Moment immer ganz ausgearbei-

tet und überzeugend wirkten. Zuweilen litt er unter längeren Anwandlungen von Launenhaftigkeit und öffnete tagelang nicht den Mund. In anderen Phasen suchte er Gesellschaft und saß die ganze Nacht da, redete, plante, debattierte, trank, rauchte, ernährte sich von Brot und Käse oder was immer in Reichweite war und schlief, wann er sich danach fühlte. Er hatte weder Regeln noch Methode, und seine Freunde hatten seit Jahren den Versuch, ihn zu zügeln, aufgegeben. Sie gingen davon aus, daß er sich durch sein schlecht geregeltes Leben bald umgebracht haben würde. Hazard meinte, seine Lunge werde schlapp machen, und Strong blieb dabei, daß sein Gehirn die Schwachstelle sei, und niemand wagte zu hoffen, daß er es lange mache, aber er lebte trotzdem weiter.

„Guten Abend, Wharton“, sagte der Geistliche. „Ich habe versucht, von Strong zu erfahren, was die Heiden über mich denken. Berichten Sie uns jetzt die künstlerische Sicht auf den Fall. Wie sind Sie damit zufrieden?“

„Verraten Sie mir, was Sie in der Kirche gezeichnet haben“, sagte Strong. „War es nicht das neue Martyrium des Heiligen Stephanus?“

„Nein“, antwortete Wharton ruhig. „Es war mein eigenes. Ich hatte das Gefühl, nicht aufschauen zu können. Mir war klar, wie unzulänglich meine eigene Arbeit war, und ich konnte es nicht ertragen, sie anzusehen; also zeichnete ich lieber mein eigenes Martyrium als durch mein Verlassen der Kirche einen Skandal zu verursachen.“

„Haben Sie meine Predigt gehört?“, fragte der Geistliche.

„Ich erinnere mich nicht“, antwortete Wharton ausweichend, „worum ging es?“

Strong und Hazard brachen in ein Gelächter aus, das in ihm die Energie zur Selbstverteidigung weckte.

„Ich konnte noch nie zuhören“, sagte er. „Das ist eine langweilige und stumpfsinnige Fähigkeit. Ein Künstler hat nur die Aufgabe zu sehen, und heute konnte ich nichts als meine eigenen Sachen sehen, die alle nichts taugen. Die ganze Kirche taugt nichts. Sie ist insgesamt nicht einen Bruchteil der japanischen Emaillearbeit wert, die ich heute abend mitgebracht habe, um sie Strong zu zeigen.“

Er suchte erst in einer Rocktasche, dann in der anderen, bis er in der Tasche seines Mantels das fand, was er suchte und sich sofort eine eifrige Debatte zwischen ihm und Strong entspann, der behauptete, er habe ein besseres Stück.

„Meines wurde mir von einem Daimio in Kiusiu überreicht“, sagte Strong. „Es ist das beste alte Stück, das Sie je gesehen haben. Kommen Sie mich besuchen, morgen in einer Woche um fünf Uhr nachmittags, und ich werde Ihnen alle meine neuen Japsen zeigen. Die Dudleys kommen, um sie anzuschauen und meine Tante Mrs. Murray, und Hazard hat versprochen zu kommen.“

„Ich habe gesehen, daß Sie Miss Dudley dabei hatten, heute morgen in der Kirche“, sagte Wharton, der noch immer in die Betrachtung seines Emaillestücks vertieft war und überhaupt nicht merkte, wie offensichtlich ungeduldig sein Gastgeber war.

„Aha! Dann konnten Sie Miss Dudley also sehen!“, rief der Geistliche, der die plötzliche Vernachlässigung seiner eigenen Angelegenheiten durch die beiden Männer nicht verzeihen konnte und bestrebt war, das Gespräch wieder auf seine Kirche zurückzubringen.

„Ich kann Miss Dudley jederzeit sehen“, sagte Wharton ruhig.

„Wieso?“, fragte Hazard.

„Sie ist interessant“, entgegnete der Maler. „Sie hat einen eigenen Stil, und ich kann mich nie entscheiden, ob ich ihn mag oder nicht.“

„Das ist das erste Mal, daß ich Sie einem Stil gegenüber wankelmütig sehe“, sagte Hazard.

„Ich bin allem Amerikanischen gegenüber wankelmütig“, entgegnete Wharton, der langsam anfang, einen Funken Interesse an dem zu zeigen, worüber er sprach. „Ich weiß nicht – Sie wissen nicht – und ich habe noch nie jemanden getroffen, der mir sagen konnte, ob die amerikanischen Menschen-Typen die alten verdrängen werden, oder ob aus Mangel an Ideen nichts aus ihnen werden wird. Miss Dudley gehört zu dem markantesten amerikanischen Typus, dem ich je begegnet bin.“

„Was sind die Eigenschaften des markantesten amerikanischen Typs, dem Sie je begegnet sind?“

„Erst einmal hat sie eine schlechte Figur, die sie aber gut überspielt. Sie ist zu schmal, zu dünn; sie sieht zerbrechlich aus, einer Weidengerte gleich, wie es in den billigen Romanen heißt, als ob man sie wie eine Rute in zwei Teile brechen könnte. Sie kleidet sich ihrer Figur entsprechend und übertreibt dabei manchmal. Ihre Gesichtszüge sind unvollkommen. Außer ihren Ohren, ihrer Stimme und ihren Augen, die eine Art brauner Tiefe wie ein Forellenbach haben, hat sie keine wirklich überzeugenden Stärken vorzuweisen.“

„Warum schwanken Sie dann?“, fragte Strong, dem diese kühle Einschätzung der Persönlichkeit seiner Cousine nicht so ganz gefiel.

„Das ist der Punkt, wo die Subtilität ins Spiel kommt“,

erwiderte der Maler. „Miss Dudley interessiert mich. Ich möchte wissen, was sie aus ihrem Leben zu machen vermag. Sie erinnert an eine leichtholmige Yacht, die unvermutet in der Mitte des Ozeans auftaucht – Sie fragen sich, was zum Teufel macht sie da. Sie segelt fröhlich dahin, obwohl kein Land in Sicht ist und jede Menge rauhes Wetter aufkommt. Sie hat noch nie in ihrem Leben ein Buch gelesen, glaube ich. Sie versucht zu malen, aber sie ist nur eine zweitklassige Amateurin und wird nie etwas besseres zustandebringen, obwohl sie ein oder zwei Sachen gemacht hat, die ich, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, gerne selbst zustandegebracht hätte. Sie erlernt alles, was sie weiß, ohne sich anzustrengen und kann nichts richtig gut, doch scheint sie alles zu verstehen, egal wovon gesprochen wird. Ihr Geist ist genauso unregelmäßig wie ihre Gesichtszüge, und beide haben die gleichen Besonderheiten. Mir ist aufgefallen, daß die Linie ihrer Augenbrauen, Nase und Mund alle in einer leichten Kurve nach oben auslaufen wie die Segel einer Yacht, was ihrem Ausdruck eine Art Hoffnungsfreude und Selbstvertrauen gibt. Geist und Gesicht haben dieselben Kurven.“

„Ist das ihre Vorstellung von dem, was Sie unseren nationalen Typus nennen?“, fragte Strong. „Warum wenden Sie ihn nicht auf eine Ihrer Heiligenfiguren in der Kirche an und zeigen, was Sie unter amerikanischer Kunst verstehen?“

„Ich wünschte, ich könnte es“, sagte der Künstler. „Ich habe Wochen mit dem Versuch zugebracht, ihn einzufangen. Die Sache ist zu subtil, und es ist kein vornehmer Typus, wie wir ihn in den Akademien gewohnt sind. Aber von diesem Rätsel einmal abgesehen – ich mag Miss Dudley um ihrer selbst willen. Die Art wie

sie meine harsche Kritik an ihrer Malerei erträgt, läßt mir das Herz bluten. Ich werde eines Tages vor ihr niederknien und bekennen, daß ich nichts davon verstehe; nur, wenn ihr Stil richtig ist, ist meine Kunst falsch.“

„Was für einer Welt gehört diese neue Gottheit von Ihnen an?“, fragte der Geistliche.

„Nicht Ihrer“, entgegnete Wharton prompt. „Es gibt nichts mittelalterliches an ihr. Wenn sie außer der gegenwärtigen noch einer angehört, ist es die nächste Welt, auf die die Künstler hoffen, wenn das Heidentum wieder erstehen wird und wir jedem Wasserfall eine eigene Gottheit zusprechen dürfen. Ich sage Ihnen, Hazard, unsere Arbeit in der Kirche betrübt mich zu Tode, es ist ein Fehlschlag. Bis heute Morgen war mir die volle Wahrheit noch nicht aufgegangen, aber in dem Moment als ich die Türen durchschritt, erleuchtete es mich wie das helle Licht den Apostel Paulus. Das Ganze paßt nicht zu unserer Zeit oder unseren Empfindungen.“

Da das Gespräch somit wieder auf das Thema gekommen war, das Mr. Hazard besprechen wollte, vertieften sich die drei Männer in ernsthafte Debatten, die andauerten, bis es Mitternacht von der benachbarten Kirche geschlagen hatte.

## Zweites Kapitel

Am nächsten Tag erschien Esther Dudley pünktlich um drei Uhr im Salon ihrer Tante, wo sie ein halbes Dutzend Damen vorfand, die sich unterhielten oder Mr. Murrays Bilder im vorderen Besuchszimmer betrachteten. Die Dame des Hauses saß in einem Lehnssessel vor dem Kaminfeuer in einem weiter hinten gelegenen Zimmer

und sprach mit zwei anderen Damen des Vorstands, von denen die eine mit angriffslustiger und überheblicher Miene an allem etwas auszusetzen zu haben schien, außer am Mittelalter und Perikles.

„Ein Schneider, der sich einen Palast baut, um darin zu wohnen“, sagte sie, „ist ein vulgärer Schneider, und ein Künstler, der den Schneider und seinen Palast malt, als ob er einen Dogen von Venedig malte, ist ein vulgärer Künstler.“

„Aber Mrs. Dyer“, entgegnete die Gastgeberin kaltblütig, „ich glaube nicht, daß es einen tatsächlichen Unterschied gibt zwischen einem Dogen von Venedig und einem Dogen von New York. Sie alle haben ihre Vermögen mehr oder weniger damit gemacht, ihre Nachbarn zu betrügen, und als sie dann reich waren, wollten sie Porträts haben. Jemand empfahl ihnen Mr. Tizian oder Mr. Wharton zu bestellen, und der machte aus ihnen diese edelsten Männer aller Zeiten.“

Mrs. Dyer verzog protestierend das Gesicht über diese Ketzerei. „Tizian würde vor seiner Kunst Achtung gehabt haben“, sagte sie. „Diese Menschen in New York sind hinter dem Geld her.“

„Ich für meinen Teil“, sagte Mrs. Murray so liebenswürdig sie konnte, „bin dankbar für jeden einzelnen, der schöne Dinge mag und gewillt ist, dafür Geld zu geben, und ich hoffe, die Künstler werden sie für das Geld so schön als möglich gestalten. Die Anzahl ist klein.“

Damit erhob sie sich, und indem sie sich zum Tisch begab, rief sie die Versammlung zur Tagesordnung. Die Damen nahmen geschäftsmäßig ihre Plätze ringsum ein und lauschten mit männlicher Ernsthaftigkeit einem ausführlichen Geschäftsbericht über die Arbeiten, die am Kinderhospital bereits gemacht worden oder noch

zu tun waren. Es entstand eine Debatte über die Frage, ob man eine neue Küchenzeile einbauen und die Wasserrohre erneuern solle. Mrs. Dyer ergriff das Wort und beanspruchte alle Aufmerksamkeit am Tisch, um den Umgang mit der alten Küchenzeile streng abzuhandeln und zahlreiche Klagen über die Wirtschafterin, die Geschäftsleitung und das Krankenhaus im allgemeinen vorzubringen. Ein unverhohlen überdrüssiger Blick kam von Seiten des Komitees als sie anhub, doch erst nach einer zweistündigen Sitzung zeigte sie Zeichen von Ermüdung und gestattete, daß abgestimmt wurde. Das dazu Nötige war dann schnell erledigt, und zuletzt bemerkte Mrs. Murray, indem sie geschäftsmäßig ihre Notizen zu Rate zog, daß sie keine weiteren Anliegen habe, außer daß Mr. Hazard, der neue Geistliche an St. John's, zum Mitglied des Besucherkomitees gewählt werden sollte.

„Brauchen wir dafür mehr Galionsfiguren?“, fragte Mrs. Dyer. „Jeden Tag und jede Stunde von Mr. Hazards Zeit sollte seiner Kirche gewidmet sein. Was wir brauchen, sind Leute, die mit anpacken. Wir haben niemanden, der sich um die Kleidung der Kinder kümmert und in die Küche geht. Alles wozu unsere Besucher taugen, ist die Kinder hin und wieder eine halbe Stunde zu unterhalten, indem sie ihnen Geschichten erzählen.“

Mrs. Murray erklärte, die Abstimmung sei lediglich eine Formalie; daß der Pfarrer von St. John's immer Mitglied ihres Komitees gewesen sei und daß es nach einer persönlichen Herabsetzung aussähe, wenn sie ihn ausließen. Also wurde die Abstimmung durchgeführt, und die Versammlung war beendet. Als das letzte Echo hastiger Gespräche und Verabschiedungen verklungen war, setzte sich Mrs. Murray wieder an den Kamin

mit der Miene eines Menschen, der versucht, ruhig zu bleiben und dieses Ziel nicht gänzlich zufriedenstellend erreicht hat.

„Mrs. Dyer ist sehr anstrengend“, sagte sie zu Esther, die blieb, als die anderen fortgingen. „Aber es gibt in jedem Aufsichtsgremium immer so eine Frau. Es sollte mich nicht weiter kümmern, nur weckt sie in mir das schreckliche Gefühl, genauso zu sein wie sie. Ich hoffe ich bin es nicht, aber ich weiß, ich bin es.“

„Bist du nicht, Tante Sarah!“, entgegnete Esther. „Sie versteht es, Nadelstiche schneller und heftiger auszu-teilen als ein Dutzend Frauen deiner Art. Was mich be-kümmert ist, daß ihre Bosheit so in die Tiefe dringt. Ihr Seitenhieb auf mich mit dem Geschichtenerzählen für Kinder schien mich völlig vernichten zu wollen. Alles was ich tue, ist ihnen Geschichten zu erzählen.“

„Ich hoffe, daß sie sich nie in dieser Weise nützlich machen wird“, erwiderte Mrs. Murray grimmig. „Sie würde die armen kleinen Dinger so ängstigen, daß sie Krämpfe bekommen. Laß dich von ihr nicht ins Bocks-horn jagen von wegen Nützlichkeit. Eines Tages wirst du nützlich sein müssen, ob du willst oder nicht, und vorerst tust du genug, wenn du bloß Zierrat bist. Ich weiß, du wirst bei den Versammlungen schweigen, und das ist echte Nützlichkeit.“

„Sehr gut, Tante! Das kann ich. Und ich kann wei-terhin Puppenkleider für die Kinder ausschneiden, obwohl Mrs. Dyer sich beschweren wird, daß meine Puppen nicht ausreichend bekleidet sind. Ich wünschte, ich würde Leute nicht dafür achten, daß sie mich ver-achten.“

„Wenn wir das nicht täten, gäbe es keine Mrs. Dyers“, antwortete ihre Tante. „Sie ist eine schreckliche Frau.“

Ich fühle mich immer wie ein trockener Lampendocht, wenn sie gegangen ist. Laß gut sein! Ich habe etwas anderes, worüber ich mit dir sprechen möchte. Ich möchte, daß du dich auf einem steinigern Pfad nützlich machst.“

„Nicht noch ein weiterer Wohltätigkeitsverein, Tante“, seufzte Esther eher kläglich.

„Schlimmer!“, sagte Mrs. Murray. „Ein Wohltätigkeits-Mädel! Vor dreißig Jahren hatte ich eine liebe Freundin, die auch eine Freundin deiner armen Mutter war. Ihre Name war Catherine Cortright. Sie heiratete einen Mann namens Brooke, und sie zogen nach Westen, und sie fuhren fort, immer weiter nach Westen zu ziehen, bis sie am Ende Colorado erreichten, wo sie starb und eine Tochter, ein Kind von zehn Jahren, hinterließ. Der Vater heiratete wieder und gründete eine neue Familie. Vor kurzem ist er gestorben, und das Mädchen blieb bei ihrer Stiefmutter und den Halbschwestern. Sie fühlt sich dort unglücklich. Sie haben sie anscheinend streng presbyterianisch erzogen, und sie mag das nicht. Mr. Murray ist der Nachlaßverwalter ihres Vaters, und sobald sie in ein paar Monaten ihre Volljährigkeit erlangt hat, wird sie mit einem kleinen Vermögen unabhängig sein. Sie hat mich gebeten, ich möge mich bis dahin um sie kümmern und kommt umgehend hierher, um mich zu besuchen.“

„Du bist ständig damit beschäftigt, etwas für andere zu tun“, sagte Esther. „Was glaubst du wie sie ist, und wie lange wird sie bleiben?“

„Ich glaube gar nichts, meine Liebe, und mir wird schwer ums Herz, wann immer ich an sie denke. Die Briefe, die ich erhalten habe behaupten, sie sei liebenswert und hübsch, aber falls sie eine Klapperschlange

sein sollte, muß ich sie trotzdem aufnehmen, und du mußt versuchen, sie aufzuheitern.“

„Ich will alles tun, was in meiner Macht steht“, entgegnete Esther. „Du brauchst dir deswegen keine Sorgen zu machen. Sie kann nicht so schlimm wie Mrs. Dyer sein, selbst wenn sie eine Klapperschlange sein sollte. Wenn sie hübsch ist und sich als wohlherzogen entpuppt, werden wir George mit ihr verheiraten.“

„Ich wünschte, wir könnten das tun“, sagte ihre Tante.

Esther ging ihrer Wege und dachte nicht mehr an die Waise, doch auf Mrs. Murrays Gemüt drückte die Last von ganz New York. Der Zustand ihres Schwagers, Esthers Vater, war nicht die geringste ihrer Sorgen. Er war mittlerweile chronisch leidend, dankbar für Gesellschaft und Unterhaltung und erwartete, daß seine Schwägerin ihn fast jeden Tag zu einer Ausfahrt abholte, solange das Wetter es zuließ. Es war eine schwere Last, aber sie trug sie heldenhaft, und seine Dankbarkeit gab ihr Kraft. Als sie am nächsten Morgen zu ihm kam, traf sie ihn wie immer beim Lesen an, während er auf sie wartete.

„Ich habe mich gerade gefragt,“ sagte er, „ob ich noch fünf Minuten länger ohne Anreiz lesen könne. Weißt du, wahlloses Lesen ist eine teuflische Qual. Kein Verurteilter könnte es aushalten. Dieser Tage ergreife ich selten ein Buch, ohne zu denken, wieviel lustiger es wäre, an einem strahlenden Tag an der Spitze eines Leichenzugs davonzuholpern. Von beiden Arten sich zu amüsieren bin ich grundsätzlich gegen Bücher.“

„Du hast eine ziemlich garstige Art deinen Geschmack auszudrücken“, sagte Mrs. Murray mit einem Schauder als sie in ihren Wagen einstiegen. „Weißt du, ich habe

nie verstehen können, was für ein Spaß das sein soll, über Beerdigungen zu scherzen.“

„Das wundert mich“, sagte Mr. Dudley. „Eine gute Beerdigung verlangt einen Scherz. Wenn meine nicht lustiger wird als die meiner Freunde, möchte ich lieber nicht hingehen. Die Sorte Beerdigung, zu der man mich auffordert, hat keinerlei Charme. In der Tat ist mir von jenen, auf die ich eingeladen war, keine in Erinnerung, die eine elegante Gastlichkeit des Gastgebers zeigte.“

„Wenn du mich nicht besser bei Laune halten kannst, William, werde ich dich wieder nach Hause fahren“, sagte seine Schwägerin.

„Noch nicht. Ich habe noch etwas zu sagen über diese Bestattungsangelegenheiten, die mich jetzt ziemlich beschäftigen.“

„Meinst du das jetzt im Scherz oder im Ernst?“, fragte Mrs. Murray.

„Ich selbst kann an dem, was ich zu sagen habe, nichts lustig finden“, entgegnete Mr. Dudley. „Aber ich habe gehört, daß selbst Berufshumoristen selten Scherze mögen, die auf ihre Kosten gehen. Der Fall liegt wie folgt. Meine Ärzte, die mir ihr Ehrenwort geben, daß sie nicht dümmer seien als ihre Durchschnittskollegen, haben mir schon vor langer Zeit gesagt, daß ich jeden Augenblick sterben könne. Da wußte ich, daß ich mich ziemlich sicher fühlen konnte und dachte nicht mehr darüber nach. Ihre erste Einschätzung war falsch. Anstatt plötzlich und ohne Vorankündigung davonzugehen, wie es sich für einen Colonel der New Yorker Freiwilligen gehört, fing ich letzten Sommer an, Stück für Stück vor die Hunde zu gehen, als ob ich mich schämte, wenn man mich davonrennen sähe. Diesmal wollen die Ärzte gar nichts sagen, was mich beunruhigt. Ich

habe mich und sie über einige Wochen hin beobachtet und bin nun ziemlich sicher, daß ich mich besser darauf gefaßt machen sollte. Mein ganzes Leben lang habe ich darüber nachgedacht, wie ich mich am besten davonstehlen könne, und im großen und ganzen bin ich recht einverstanden mit dieser Art, außer was Esther angeht, und über sie möchte ich mich mit dir beraten.“

Mrs. Murray kannte ihren Schwager zu gut, um ihn mit Bei- oder Mitleid zu verärgern. Sie sagte bloß: „Warum bange sein? Esther kann auf sich selbst aufpassen. Sie wird vielleicht heiraten, aber wenn nicht, hat sie nichts zu befürchten. Heutzutage sind unverheiratete Frauen besser dran als verheiratete.“

„Oh!“, sagte Mr. Dudley in seiner gewohnt tiefgründigen Art. „Es ist nicht sie, sondern ihr Ehemann, um den ich mir Gedanken mache. Ich habe den Burschen sein ganzes Leben lang gehaßt. Ungefähr zweimal jährlich habe ich ihm ruchlos den Dolch in den Rücken gestoßen, als er durch meine eigene Haustür hinausging. Ich wußte, er würde meinen Komfort zerstören, wenn ich ihn Fuß fassen ließe. Alles in allem war er immer eine armselige Kreatur, die nicht verdiente zu leben. Mein Gewissen macht mir keine Vorwürfe. Aber jetzt, wo ich schwach bin und sein Geist unaufhaltsam aufsteigt und mich auf meiner eigenen Schwelle angrinst, beginne ich eine Art Mitleid zu empfinden, gemischt mit Verachtung. Ich will ihm Wohltätigkeit erweisen, bevor ich sterbe.“

„Was um alles in der Welt meinst du?“, fragte seine Schwägerin mit einem unwilligen Ächzen. „Vierzig Jahre lang habe ich versucht, dich zu verstehen, und es wird jedes Jahr schlimmer mit dir.“

„Nun, es überrascht mich nicht, dich so sprechen zu

hören. Jede Sympathie für den Ehemann ist ungewöhnlich, kein Zweifel, doch bin ich nicht bereit zuzugestehen, daß sie unverständlich ist. Du gehst zu weit.“

„Mach was du willst, William. Wenn es dir zuviel wird, laß mich wissen, was ich deiner Meinung nach tun könnte.“

„Ich will, daß du den armen Kerl findest und ihm sagst, daß ich ihm nicht wirklich gram bin.“

„Du willst, daß ich einen Gatten für Esther finde?“

„Wenn du nichts besseres zu tun hast. Ich bin sorgfältig die Liste ihrer Freunde durchgegangen, und ich sehe – zieht man die Männer ab, mit denen sie tanzen geht – niemanden, der in Frage käme, außer vielleicht ihr Cousin George, und ihn zu heiraten wäre kaltblütig. Da könnte sie genausogut dich heiraten.“

„Ich habe eine Menge nachgedacht über dieses Paar, wie du weißt“, antwortete Mrs. Murray. „Es würde nicht gehen. Die Blutsverwandschaft als Cousin könnte ich noch verschmerzen, wenn es sein muß, aber Esther wird einen Gatten haben wollen, der für sie da ist, und George ist ein Vagabund. Er könnte sie nie glücklich machen.“

„George hatte das Pech“, sagte Mr. Dudley, „einen kleinen Funken von etwas zu erben, das man fast Genialität nennen könnte, und eine kleine schwächliche Genialität mit einem kleinen Vermögen reicht weit hin, um am Ende ein Irrlicht zu erzeugen. Dennoch, wir wollen Georges Genialität nicht zu hoch ansetzen. Alles in allem gibt es nicht genug davon, um zu verhindern, daß er der beste von allen ist.“

„Er könnte sie nicht eine Woche im Zaum halten“, sagte Mrs. Murray, „und sie ihn auch nicht.“

„Ich gebe zu, daß er sich an seinem Hochzeitstag

wahrscheinlich in Dakota herumtreiben und mit den Knochen eines versteinerten Affen flirten würde“, sagte Mr. Dudley nachdenklich, „aber kannst du etwas Besseres vorschlagen?“

„Ich schlage vor, du mischst dich nicht ein und läßt Esther sich um ihren eigenen Gemahl kümmern“, entgegnete Mrs. Murray. „Frauen müssen ihr Glück versuchen. Das ist ihre Aufgabe. Ihr Los wird durch die Ehe kaum geändert. Alle zufriedenen Frauen sind Närrinnen, und alle unzufriedenen wollen Männer sein. Frauen sind eine Fehlkonstruktion der Schöpfung und müssen die Folgen davon ausbaden. Wenn Esther vernünftig ist, wird sie nie heiraten. Aber keine Frau ist vernünftig, also wird sie heiraten, ohne uns zu Rate zu ziehen.“

„Du bist immer so beredt bei diesem Thema“, sagte Mr. Dudley. „Warum hast du dich nicht von dem armen Murray scheiden lassen?“

„Weil Mr. Murray eine zufällige Ausnahme unter Millionen ist“, antwortete sie. „Wenn ich das ganze Leben noch vor mir hätte, könnte mich nichts auf der Welt dazu bringen, noch einmal ein solches Risiko einzugehen. Was das Einfädeln einer Ehe angeht, würde ich lieber einen Mord einfädeln.“

„Arme Esther!“, sagte er traurig. „Sie ist unter Männern aufgewachsen und ist Zügel nicht gewohnt. Wenn etwas schief läuft, wird sie rebellieren, und eine Frau, die rebelliert, ist verloren.“

„Esther hat zuviel gute Männer kennengelernt, um jemals einen schlechten zu heiraten“, erwiderte sie.

„Da bin ich mir nicht sicher“, antwortete er. „Sobald ich aus dem Weg bin, wird sie sich einsam fühlen, und dann kann jeder Mann sie kriegen, der sie unbedingt haben will. Scherz beiseite, das ist es, wofür ich deine

Hilfe brauche. Habe ein Auge auf sie. Deine Prinzipien werden dir erlauben, eine Heirat zu verhindern, auch wenn sie dir nicht gestatten, eine zu stiften.“

„Ich hoffe, sie wird meiner Hilfe nicht bedürfen, ob so oder so“, sagte Mrs. Murray. „Aber wenn, werde ich daran denken, was du gesagt hast – obwohl ich lieber für fünf Dollar irgendwo Dienst täte als diese Art Aufgabe zu übernehmen. Weißt du, daß ich schon ein Mädels habe, um das ich mich kümmern muß? Die Tochter der armen Catherine Brooke kommt morgen aus Colorado, um die nächsten Monate unter meiner Obhut zu bleiben, bis sie volljährig wird. Sie war noch nie im Osten, und ich fürchte, ich werde eine Menge zu tun haben.“

„Wenn ich das gewußt hätte“, sagte er, „hätte ich mir eine weisere Frau ausgesucht, die sich um Esther kümmert.“

„Du bist zu ermutigend“, erwiderte Mrs. Murray. „Wenn ich mich noch länger mit dir unterhalte, werde ich einen Weinkampf bekommen. Ich schlage vor, wir wechseln das Thema und amüsieren uns auf vergnüglichere Weise.“

Sie beendeten ihre Ausfahrt mit Gesprächen über weniger persönliche Dinge, aber nachdem Mrs. Murray ihren Schwager vor seinem Haus abgesetzt hatte, kehrte sie in ihr eigenes Heim zurück in einer Gemütsverfassung, die einen solchen Tiefpunkt erreicht hatte, wie ihn eine Frau von über fünfzig sich nur wünschen mag. Sie hatte Anlaß anzunehmen, daß Mr. Dudley sich nicht über seine Symptome täuschte und daß innerhalb weniger Monate unweigerlich das eintreten müßte, was er voraussah. Er konnte in Gesprächen und sogar in Späßen darüber etwas Erleichterung finden, doch sie konnte einen Ausbruch ihres Kummers nur mit Mühe un-

terdrücken. Sie hatte allen Anlaß, Bitterkeit zu empfinden. Einen seiner ältesten Freunde zu verlieren, ist eine Schicksalsprüfung, die mit Fassung zu ertragen sich die menschliche Natur nie angewöhnen kann, selbst wenn der Verlust nicht die eigene Verantwortung verdoppelt. Aber in diesem Fall sah Mrs. Murray auf ihre alten Tage die Verantwortung für ihre Nichte Esther auf sich zukommen, ausgerechnet in dem Moment, in dem ein wildes Mädels aus der Prärie sich auf den Weg zu ihr machte, und sie besaß nicht die nötige Autorität, beide im Zaum halten zu können. Für eine Frau, die keine eigenen Kinder hat, war es vielleicht lobenswert, diese Rolle einer Wirtschafterin für ein improvisiertes Mädchen-College zu spielen, aber es konnte weder dem Geist noch dem Körper Ruhe bringen.

Diese Tatsache wurde Mrs. Murray noch deutlicher bewußt, als sie sich am nächsten Tag zur Grand Central Station begab, um die Ankunft ihrer Waise aus Colorado zu erwarten. Der Expresszug aus Chicago glitt heran, so anmutig und leise, als ob er in allerbesten Gesellschaft sei und die ungefähr tausend Meilen nur als kleine Übung vor dem Abendessen bei Delmonico's und einem Opernabend absolviert hätte. Unter der Menge der Passagiere, die ausstiegen, waren etliche Frauen, deren Erscheinungsbild Mrs. Murray einen Schreck einjagte, aber schließlich erblickte sie eine, die ihrem wählerischen Auge gefiel. „Ich hoffe das ist sie,“ entschlüpfte es ihren Lippen als das Mädchen auf sie zukam, und einen Augenblick später wurde ihre Hoffnung erfüllt. Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr ihr, so daß ihr unbeschwerter ums Herz wurde. Welche Fehler das Mädels auch haben mochte, ein Mangel an Charme war es nicht. Als sie ihren Schleier hob, nickte der Heizer, der sich aus

seiner Dampfmaschine über ihnen herauslehnte beifällig. Trotz Staub und Asche, Müdigkeit und einer etwa zweitausend Meilen weiten Reise war das Mädchen frisch wie ein Sommermorgen, und ihr Teint glich den Blütenblättern einer Weinrose. Ihr dunkelblaues Wollkleid, offenbar von ihr selbst geschneidert, beschwichtigte Mrs. Murrays Befürchtungen nachhaltiger, als wenn es von der besten Modistin aus Paris mit dem letzten Dampfer eingetroffen wäre.

„Kann es sein, daß du den ganzen Weg allein gefahren bist?“, fragte sie und schaute sich mit leisem Argwohn um, ob möglicherweise noch ein Liebhaber auftauche.

„Nur von Chicago aus“, antwortete Catherine. „Ich hatte dort einen kleinen Aufenthalt, aber Freunde haben sich um mich gekümmert.“

„Und du hast kein Heimweh gehabt oder dich einsam gefühlt?“

„Nein! Ich habe in den Waggon Bekanntschaften gemacht. Ich habe mich um eine kranke Dame und ihre drei Kinder gekümmert, die auf dem Weg nach Europa sind und die mir die Auslagen erstatten wollten, wenn ich mit ihnen käme.“

„Das wundert mich nicht!“, sagte Mrs. Murray mit einem für sie ungewöhnlichen Ausbruch an Zuneigung.

Kaum waren sie wohlbehalten im Hause angelangt, als Esther herbeikam, um den Gast zu begrüßen und ihre Tante in bester Laune antraf. „Sie ist so natürlich und liebreizend wie eine Blume“, sagte Mrs. Murray. „Natürlich hat sie ein paar westliche Angewohnheiten. Sie sagt, sie habe eine Weile in Chicago Halt gemacht und sie habe eine Unmenge Sachen in ihren Truhen,

und sie fragt Waas und sagt Daas, aber das machen die Hälfte aller Mädchen in New York, und ich werde ihr das in einer Woche abtrainieren, so daß man nicht mehr merken wird, daß sie nicht in Boston erzogen und in Europa mit dem letzten Schliff versehen wurde. Ich hatte schrecklich Angst, sie würde einen leinenen Staubmantel und die Haare in Wasserwellen tragen.“

Catherine wurde sofort zu einer Favoritin. Niemand konnte ihren haselnußbraunen Augen und dem Schwung ihrer Halslinie widerstehen oder ihrer reinen Haut, die die Durchsichtigkeit eines Sonnenaufgangs in Colorado hatte. Ihre Gutherzigkeit war unerschöpflich, und gelegentlich wurde sie ein wenig sentimental, was Mr. Murray dazu bewog zu behaupten, sie sei die gefährlichste Kokette, der er je begegnet sei. Mr. Murray, der eine gesunde, wenngleich wenig genährte Vorliebe für hübsche Mädchen hatte, verfiel ihrem Charme, während George Strong, dessen Gutmütigkeit der ihren sehr nahekam, nicht müde wurde, sie zu necken und sich an ihren Anmerkungen zu dem neuen Leben um sie herum zu ergötzen.

„Welche Sorte Revolver tragen Sie bei sich?“, fragte George bedeutsam bei seiner ersten Unterredung mit ihr. „Mögen Sie lieber schwere Kaliber oder, sagen wir, eine 32er?“

„Kümmere dich nicht um ihn, Catherine“, sagte Mrs. Murray. „Er macht immer dumme Witze.“

„Oh, aber ich bin nicht kräftig genug, um schwere Schußwaffen zu benutzen“, erwiderte Catherine in völligem Ernst. „Ich hatte ein paar leichte zu Hause in meinem Zimmer, aber Vater sagte mir, ich könne niemand damit ein Leid antun, und ich hab es auch nicht getan.“

„Immer daneben getroffen?“, fragte George.

„Ich habe nie auf einen Menschen geschossen, nur einmal. Eines nachts hielt ich einen unserer Viehhüter für einen Dieb und schoß auf ihn, aber ich traf daneben und wurde dafür eine Woche lang ausgelacht. Das war, bevor wir nach Denver gezogen sind, wo man nicht so oft Pistolen gebraucht.“

Strong hatte leise Zweifel, ob sie sich über ihn lustig mache oder er sich über sie, und sie ließ ihn über diesen Punkt niemals völlige Sicherheit erlangen.

„Wie heißt Ihr Name auf Sioux, Catherine“, fragte er etwa. „Lachende Erdbeere vielleicht, oder Hüpfende Seeschildkröte?“

„Nein!“, antwortete sie. „Ich habe einen sehr hübschen Namen auf Sioux. Sie nennen mich die Weise Henne, weil ich so still bin. Das mag ich viel lieber als meinen eigenen Namen.“

Strong wurde bei diesem Spiel geschlagen. Sie parierte alle seine Fragen mit einer derart treuherzigen Miene, daß er ratlos blieb. Ob sie echt oder aufgesetzt war, konnte er nicht beurteilen. Er fand großen Gefallen an der Weisen Henne, während sie hingegen eine starke Zuneigung zu Esther, ihrem äußersten Gegensatz, entwickelte. Als Esther klar wurde, daß dieses Gewächs aus Colorado ihr wahrscheinlich mehrere Stunden täglich anvertraut sein würde, war sie weniger erbaut als Strong oder Mr. Murray, denn Miss Brookes Gespräche, auch wenn sie ganz unterhaltsam waren, besaßen nicht den Zauber der Abwechslung. Es dauerte nicht lange, bis ihre Besuche in Esthers Atelier so häufig und so anstrengend wurden, daß Esther verzweifelte und merkte, daß sie um jeden Preis eine Entlastung finden müsse.

Die arme kleine Prärieblume fand New York erst einmal aufregend. Sie war schüchtern und fühlte sich un-

beholfen in dem ganzen Schwarm fremder Leute, in deren Häuser Mrs. Murray sie schon bald mitnahm, um sie möglichst rasch an die Sitten der New Yorker Gesellschaft zu gewöhnen, und wann immer sie entschlüpfen konnte, flüchtete sie sich zu Esther und ihrem stillen Atelier, mit jenem Gefühl, das ein Vogel für sein Nest hegt. Der einzige Nachteil für ihr Vergnügen dort war, daß sie nichts zu tun hatte. Ihre Lektüre schien ausschließlich aus Büchern von einer strengen moralischen Ausrichtung bestanden zu haben, und infolgedessen konnte sie noch nicht einmal dazu gebracht werden, eine Zeitschrift aufzuschlagen. Sie zog es vor, über sich und Leute, die sie traf, zu plaudern. Bevor eine Woche vergangen war, hatte Esther das Gefühl, daß etwas getan werden müsse, um diese Bürde zu erleichtern, und es war zu diesem Zeitpunkt, wie wir sehen werden, daß Mr. Hazard ihr vorschlug, Catherine als Modell zu benutzen. Die Idee wäre unter anderen Umständen wohl nicht so ohne weiteres aufgenommen worden, aber in diesem Augenblick schien sie brillant.

Wie Wharton über Esther gesagt hatte – sie war nichts weiter als eine zweitklassige Amateurin. Ob es einen lebenden Künstler gab, den Wharton höher eingeschätzt haben würde als einen erstklassigen Amateur, steht zu bezweifeln. Auf seiner Skala war es eine anständige Leistung, als zweitklassig eingestuft zu werden. Esther hatte bei guten Lehrmeistern studiert, zu Hause und im Ausland. Sie hatte nicht genug Geduld, um sorgfältig zu arbeiten, aber wer hatte das schon? Das fragte sie Mr. Wharton, als er sie wegen ihres schlechten Zeichnens kritisierte, und Whartons Antwort ließ sie mit dem Eindruck zurück, daß er selbst der einzige sorgfältige Künstler auf der Welt sei. Trotzdem deuteten andere,

mit denen sie sprach, an, daß sie das gleiche für sich beanspruchten. Esther jedenfalls bemalte viele Leinwände und Tafeln, gut oder schlecht. Einige davon waren ausgestellt und sogar verkauft worden, was vielleicht eher einem phantasievollen Einfall, den sie darin untergebracht hatte, zu verdanken war, als ihrem technischen Verdienst. Doch in eines der Werke hatte sie ihre ganze Seele hineingelegt, und das mit Erfolg. Es war ein Porträt ihres Vaters, das dieser strenge Kritiker für gut genug befand, um es in seiner Bibliothek an die Wand zu hängen und dem sogar Wharton Respekt zollte, obwohl er meinte, daß seine ungewöhnliche und fast männliche Bestimmtheit in der Ausführung von dem dargestellten Sujet herrühre und niemals wiederholt werden könne.

Catherine war entzückt, für ein Porträt von sich Modell sitzen zu dürfen. Es war ergreifend zu sehen, mit welcher abergläubischer Ehrerbietung dieses Präriekind vor allem niederkniete, das sie für künstlerisch oder gelehrt hielt. Sie nahm es als erwiesen an, daß Esthers Malerei großartig sei. Nur eins bereitete ihr Schwierigkeiten – zu verstehen, wie ein so trivialer Mensch wie George Strong ein ernstzunehmender Professor an einer echten Universität sein könne. Sie glaubte, daß Strongs Begeisterung für Nippes einer seiner Scherze sei. Er versuchte sie einzuweihen, und es war ihm fast gelungen als er, indem er seine neueste und perfekteste japanische Lackarbeit vorzeigte, sagte: „Dieses Stück, Catherine, ist zu rein für die Menschen. Wir beten es an.“ Catherine saß so ernst wie die Ewigkeit da, aber in ihrem Herzen glaubte sie, er mache sich über sie lustig.

In dieser Atmosphäre war es eine glückliche Fügung, für ihr Porträt sitzen zu dürfen, denn es machte sie zu einem Teil ihrer gesellschaftlichen Umgebung. Esther

war erstaunt, als sie erkannte, welch schwieriges Modell sie war, mit fließenden Spiegelungen auf Augen, Haar und Haut, die selbst Corregio in Verlegenheit gebracht haben würden. Natürlich sollte sie als Weise Henne dargestellt werden. George ließ Beifußkraut bringen und besorgte ein ausgestopftes Beifußhuhn und Fotografien von den Krautsteppen, um Esther das für ihr Bild passende Lokalkolorit zu liefern.

### Drittes Kapitel

Einmal die Woche, wenn sie es einrichten konnte, verbrachte Esther eine Stunde oder zwei mit den Kindern im Krankenhaus. Dieses Gebäude hatte Platz für ungefähr fünfundzwanzig oder dreißig kleine Patienten, und es war eine private Einrichtung – die Damen unterhielten es, um sich selbst zu gefallen. Die Kinder bekamen soviel Sonnenlicht, wie man in ihre Zimmer hereinlassen konnte und alle möglichen Spielzeuge, die sie nach Lust und Laune kaputtmachen konnten. Weil die Ärzte sagten, daß für die meisten von ihnen Aufmunterung das einzige wäre, was sie dem Leben je würden abgewinnen können, wurde der Versuch gemacht, sie aufzumuntern. Ein großer Raum wurde zu diesem Zweck ausgestattet, und das Ergebnis war so zufriedenstellend, daß Esther mehr Gefallen daran fand als die Kinder. Eine Menge kleiner Kranker, die auf dem gelben Boden spielten oder auf Pritschen lagen, wartete hier immer darauf, aufgemuntert und wahrgenommen zu werden, und sie fanden sich ungerecht behandelt, wenn nicht wenigstens eine der regelmäßigen Besucherinnen jeden Tag zu ihnen kam, um sich ihre Sorgen und Freuden an-

zuhören. Esthers ständige Aufgabe war es, ihnen eine Geschichte zu erzählen, und da sie aus Erfahrung wußte, daß sie die Wirkung verdoppeln könne, wenn sie dazu zeichnete, hatte sie sich angewöhnt zu zeichnen, während sie erzählte, Bilder von ihren Königen und Königinnen, Feen, Affen und Löwen mit den besten Manieren und dem einwandfreisten moralischen Charakter. Indem sie so zeichnete, während sie erzählte, ging die Geschichte nur langsam voran und zog sich über Wochen und Monate hin.

An diesem Samstagabend war Esther gerade bei ihrer Arbeit im Spielsaal, umringt von einem Dutzend oder mehr Kindern, mit einem von einer Hüftkrankheit geplagten Krüppel an ihrer Seite, der sich an ihrem Rock festhielt, während eine stolze Prinzessin mit roten und weißen Wangen und raumgreifenden Roben das Leben mit farbiger Kreide und noch farbigeren Abenteuern erheiterte, als sich plötzlich die Tür öffnete und Esther den Reverend Stephen Hazard mit ihrer Tante, Mrs. Murray, auf der Schwelle erblickte.

Mr. Hazard war kein Vorwurf daraus zu machen, daß die Szene, die er vor sich sah, seinem Gedächtnis auf der Stelle ein scharfes Bild einbrannte. Die Herbstsonne schien durch die Fenster; der Raum war warm und bot einen netten Anblick; in einer breiten Feuerstelle aus Backstein brannten Scheite von Hickory und Eiche; zwei große Feuerhunde aus Eisen saßen da auf ihren Hinterbeinen und ließen sich den Rücken rösten, Tiere, an denen die Kinder vermutlich ein lebhaftes Interesse nahmen, weil sie große gelbe Glasaugen hatten, durch die das Feuer hindurchleuchtete. Dazu eine Gruppe kleiner Invaliden, die in Gesicht und Gestalt von organischen Leiden gezeichnet waren – und in ihrer Mitte: Esther!

Mr. Hazard war diesen Nachmittag hergekommen, einestheils weil er es für seine Pflicht hielt, andernteils weil er engere Beziehungen zu einem Gemeindemitglied wie Mrs. Murray knüpfen wollte, was sich sehr wahrscheinlich als hilfreich erweisen würde. Er litt an einer Erkältung und war durch Übermüdung geschwächt. Seine nächste Predigt war langweilig und unzusammenhängend geraten. Sein Architekturkomitee hatte sich eingemischt und stritt mit Wharton. Ein scharfer Nordwest-Wind war ihm durch Mark und Bein gefahren und hatte ihm Sand in die Augen geblasen. Selten hatte er sich in einer weniger geistlichen Stimmung befunden, als zu dem Zeitpunkt, an dem er diesen Raum betrat. Der Gegensatz war umwerfend. Als Esther zunächst ganz entschieden äußerte, daß nichts sie dazu bewegen könne, ihre Geschichte weiterzuerzählen, war er sofort überzeugt, daß dies das einzige war, was er zu seiner Behaglichkeit brauche und bat sie so eindringlich, daß sie gezwungen war, nachzugeben, obschon sie es ziemlich ungnädig tat, mit der lachenden Bemerkung, er müsse sehr geduldig ihrer Predigt lauschen, so wie sie seiner gelauscht habe. Die halbe Stunde, die er nun unter Königen und Königinnen auf tropischen Inseln in Kokosnußhainen mit Riesen und sprechenden Affen verbrachte, war erfüllt von Frieden und Freude. Er zeichnete so geschickt einen Affen auf einem Kokosnußbaum, daß die Kinder vor Freude juchzten und Esther klagte, daß seine Konkurrenz ihr den Markt kaputt mache. Schließlich erhob sie sich, um sich zu verabschieden und sagte ihm, es täte ihr leid, so ungehobelt zu erscheinen, aber hätte sie gewußt, daß seine Bilder und Geschichten so viel besser seien als ihre, hätte sie niemals dafür gestimmt, ihn zum Besuchsmitglied zu machen.

Mr. Hazard fühlte sich geschmeichelt. Selbstverständlich nahm er an, eine Frau müsse irgendwelche besondere Eigenschaften haben, wenn sie es fertigbrachte, das Interesse von Wharton und Strong, zwei Männern, die völlig unterschiedlichen Charakters waren, zu wecken und gleichzeitig leidende Kinder zu unterhalten und seine Stimmung aus tiefster Entmutigung herauszuziehen, ohne daß man ihr Anstrengung oder bewußt eingesetzten Liebreiz anmerkte. In dieser Atmosphäre der Wohltätigkeit, in der alle Glaubensrichtungen gleichberechtigt waren und alle Berufe sich die Hände reichten, verschmolzen Kirche und Welt zu einer Einheit, und Esther war die beste Verbündete; während Mr. Hazard in ihren Augen ein Mann von Welt schien, mit Talent zum Zeichnen und einer wendigen Einbildungskraft, gütig zu Kindern, freundlich zu Frauen und mit einem Sinn für Humor. Sie konnte den Gedanken nicht loswerden, daß, wenn er auf der Kanzel bloß freundliche Geschichten erzählen und diese auf einer himmlischen Wandtafel, die Wharton entwerfen könnte, illustrieren würde, die Kirche ein angenehmer Ort wäre, seine Sonntagvormittage zu verbringen. Was ihn betraf, so kehrte er, nachdem sie mit ihrer Tante gegangen war, zu seinem einsamen Mahl zurück mit einem Geist, der von seiner Richtung abgelenkt worden war. Er brachte seine Predigt mühelos in die richtige Form. Er hegte eine halb-bewußte Hoffnung, daß Esther wieder unter den Zuhörern sein möge, und daß er mit ihr den Text besprechen könnte. Am nächsten Morgen schaute er in der Kirche umher und war enttäuscht, sie nicht zu erblicken. Dieser junge Mann war an Schmeicheleien gewöhnt; er war damit überhäuft worden, besonders von den Frauen aus seiner Gemeinde. Er glaubte, es gebe nichts dieser Art,

gegen das er nicht gefeit sei. Dennoch war er verärgert über Esther Dudleys Versäumnis, ihm zu schmeicheln, indem sie zu seiner Predigt kam. Ihre Abwesenheit war ein Hinweis, daß mindestens ein Gemeindemitglied keinen Wert darauf legte, ihn ein zweites Mal predigen zu hören.

Verletzt von dieser Gleichgültigkeit gegenüber seiner Beredsamkeit und Ernsthaftigkeit ging er am darauffolgenden Nachmittag wie verabredet zu Strongs Wohnung, wohlwissend, daß Miss Dudley dort sein werde, und war entschlossen, sie für sich zu gewinnen. Der kleine Familienkreis, den Strong versammelt hatte, sollte hauptsächlich diesem Zweck dienen, und Strong, der bereit war alles zu tun, um seinem Freund den Weg zu ebnen, war froh, ihn in Berührung mit Menschen zu bringen, von denen er mehr als bloße Schmeicheleien erwarten konnte. Strong hätte es nie für möglich gehalten, daß Hazard auf jene Einfluß ausüben könnte, sondern er glaubte, ihr Einfluß werde tiefgreifend auf Hazard einwirken. Er unterschätzte die Charakterstärke seines Freundes.

Ihm gingen bald die Augen auf. Catherine Brooke trat bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal in Erscheinung und war ganz aus dem Häuschen bei dem Gedanken, die Bekanntschaft so intelligenter Leute wie Mr. Hazard und Mr. Wharton zu machen. Sie hielt sie für eine Art von Prinzen und wußte noch nicht, daß solche Prinzen genauso tyrannisch sind wie irgendeiner aus dem Gothaer Almanach und daß jene, die sich ihnen unterwerfen, versklavt werden. Ihr argloser Eifer zu gefallen war bezaubernd, und die Tyrannen weideten sich an dem frischen und strahlenden Opfer, das darauf aus war, ihre Sklavin zu werden. Sie lockten sie mit vorgetäusch-

ter Liebenswürdigkeit auf den Weg des Nippes und der Predigten.

In ihrer Unerfahrenheit wandte sie sich an Strong, der nicht so aussah, als stecke er mit ihnen unter einer Decke, sondern ihr eher vorkam wie ein charakterschwacher Verbündeter ihrer selbst. Strong hatte sie am Fenster plaziert und brachte ihr bei, seine Sammlungen zu bewundern, während Wharton und Hazard mit den übrigen Anwesenden auf der anderen Seite des Zimmers ins Gespräch vertieft waren.

„Was für eine Art Künstler ist Mr. Wharton?“, fragte Catherine.

„Eine Art höherer Anstreicher“, erwiderte Strong. „Manchmal macht er auch Glasarbeiten.“

„Unsinn!“, sagte Catherine verächtlich. „Ich weiß alles über ihn. Esther hat es mir erzählt. Ich will wissen, wie gut er als Künstler ist. Was würden die Leute in Paris von ihm halten?“

„Das würde davon abhängen, ob sie irgendwelche seiner Bilder besitzen“, fuhr Strong unbeirrt fort. „Ich glaube, es könnte ihm schlechter gehen. Aber ich besitze ja auch eins seiner Gemälde und warte darauf, es zu verkaufen, wenn der Marktpreis beträchtlich steigt. Sehen Sie es? Das über meinem Schreibtisch in der Ecke. Wie finden Sie es?“

„Warum hat er es so dunkel und trübe gemacht?“ fragte Catherine. „Ich kann nichts erkennen.“

„Das ist das Anziehende“, erwiderte er. „Ich selbst konnte auch nie etwas erkennen; lassen Sie uns ihn fragen.“ Und er rief durchs Zimmer: „Wharton, erklärst du bitte Miss Brooke, was auf deinem Bild ist? Sie will es wissen, und du bist der einzige, der es ihr sagen kann.“

Wharton kam in seiner gravitatischen Art herüber

und schaute erst traurig Miss Brooke, dann das Bild an und sagte schließlich, wie zu sich selbst: „Ich glaubte, es sei gelungen, als ich es machte. Ich finde es jetzt nicht schlecht. Was gefällt Ihnen nicht, Miss Brooke?“

Catherine war zu Tode erschrocken, aber sie verteidigte heldenhaft ihre Position. „Ich sagte, es scheint mir düster, Mr. Wharton, und ich habe gefragt, warum Sie es so machten.“

Wharton betrachtete wieder das Bild und sann nach. Dann sagt er: „Glauben Sie es würde besser, wenn es heller wäre?“

Obwohl Catherine sich dieser schockierenden Ketzelei schuldig bekannte, tat sie es in einer so arglosen Art, daß Wharton innerhalb weniger Minuten von ihrem lieblichen Gesicht gefangen wurde und ihr seine Theorie verständlich zu machen versuchte, nach der der Wert eines Gemäldes weniger darin lag, was es erklärte als darin, was es andeutete. Kommentare der Umstehenden beeinträchtigten den Erfolg seines Vortrags. Besonders Hazard störte Catherines Versuche aufmerksam zu sein, indem er sich über Whartons Vortrag lustig machte.

„Deine Vorstellung von einem Bild“, sagte er, „muß auf Miss Brooke wirken wie die Vorstellung eines meiner Gemeindeglieder in Cincinnati von einem Maisfeld. Eines Tages bewunderte ich sein Feld mit Mais, das sich in die Weite erstreckte wie der Erie-See in einem gelben Sonnenuntergang, als der Besitzer, der seine Ernte so feierlich betrachtete wie Wharton sein Bild, äußerte, was ihm besten gefalle, seien die Schweine, die er aus ihr hervorgehen sähe.“

„Nun,“ sagte Wharton, „die Niederländer brachten eine gute Schule aus solchen Männern hervor. Kunst

ist allem gewachsen. Ich werde seine Schweine für ihn malen, geschlachtet und an den Hinterbeinen aufgehängt, und wenn ich malen kann, kann ich sein Maisfeld mit einbauen wie Ostade und die Metzger gefühlvoll leuchten lassen.“

„Glauben Sie ihm nicht, Miss Brooke“, sagte Hazard. „Er will Sie dazu bringen, seine eigene Arbeit zu erledigen, und wenn Sie ihm nachgeben, sind sie verloren. Er bedeckt eine Leinwand mit Farbe und bittet Sie dann, Ihr eigenes Selbst hineinzulegen. Er könnte genauso gut einen Spiegel vor sie halten. Jeder Mensch kann ein schönes Bild malen, wenn er Miss Brooke überzeugen könnte, sich selbst darauf zu erblicken.“

„Was für ein nettes Kompliment“, sagte Esther. „Es ist schmeichelhafter als das Bild.“

„Sie können diese Wahrheit beweisen, Miss Dudley“, sagte Hazard. „Es ist leicht zu zeigen, daß ich recht habe. Malen Sie Miss Brooke selbst! Legen Sie den Geist der Steppen von Colorado in sie hinein! Zeigen Sie, daß die Schönheit des Sujets das rechte Ideal ist! Sie werden Wharton in den Schatten stellen und ein unsterbliches Werk vollbringen.“

Hazards Geschicklichkeit, wo immer er hinkam Einfluß zu nehmen, hatte Strong immer erstaunt, hatte ihn aber noch nie so überrascht oder erheitert wie jetzt, als er sah, daß Esther einen Augenblick zauderte, dann seine Idee aufgriff und mit Hazard zu erörtern begann, welche Pose und umgebender Hintergrund dem Bildnis Catherine Brookes den Geist der Steppen von Colorado einhauchen könne. Hazard zeichnete gut und hatte die bildende Kunst gründlicher studiert als die meisten anderen Männer. Er pflegte zu sagen, daß wenn er nicht eine besondere Mission für die Kirche zu erfüllen ge-

habt hätte, er aus persönlicher Neigung das Atelier vorgezogen haben würde. Nicht genug damit, daß er sofort in engere Beziehungen zu Esther und Catherine trat, sondern er verschaffte sich auch eine Art Berechtigung, bei Esthers Gestaltung des geplanten Porträts mitzuwirken. Strong lachte in sich hinein, als er sah, wie selbst Mr. Dudley, der den Klerus mehr als alle anderen Formen der Tugend verachtete, Hazards Taktik zum Opfer fiel.

Als der Geistliche an diesem Nachmittag Strongs Wohnung verließ, war er in leicht gehobener Stimmung, obwohl er sich das nicht eingestanden haben würde. Solche Schwächen haben eher mit Instinkt als mit Eitelkeit zu tun, und Hazards Instinkt sagte ihm, daß sein Erfolg, um anhaltend zu sein, größtenteils davon abhing, die Gleichgültigkeit von Leuten wie den Dudleys zu durchbrechen. Wenn es ihm nicht gelang, die Männer und Frauen, die stark genug waren, eine eigene Meinung zu vertreten, an sich und seine Kirche zu binden, wäre es ein schwacher Triumph, eine Reihe von Anhängern aus einer Klasse zu rekrutieren, die ihre Ansichten wie ihren Schmuck von Maschinen herstellen ließen. Er hatte das Gefühl, daß er das rebellische Zeitalter beim Schopf packen müsse und daß es sich ihm gegenüber nicht als rebellisch erweisen würde. Er wollte, daß Miss Dudley regelmäßig in die Kirche käme, und um dies zu erreichen, war er beinahe bereit, die Gelegenheit zur Erfüllung seiner Lebensaufgabe aufs Spiel zu setzen.

So kam es also, daß Catherines Porträt umgehend in Angriff genommen wurde als sie selbst erst eine knappe Woche in New York verbracht hatte. Um Esther eine Freude zu machen, hatte Mr. Dudley für sie ein Atelier im obersten Geschoß seines Hauses einrichten lassen,